

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 1

Artikel: Bilder einer Ausstellung : Berufe im Dienste der Medizin, aus der Vogelperspektive betrachtet
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bilder einer Ausstellung

Berufe im Dienste der Medizin, aus der Vogelperspektive betrachtet

«70 000 Patienten in einem Jahr in schweizerischen Spitälern — eine Summe von 21 500 000 Krankenpflegetagen...»

Durch die Träume geistern und jagen Zahlen, Berufe, Menschen in wirrer, wahlloser Folge. Ein Gesicht taucht auf, blass und von ferne. Irgendwo habe ich es schon einmal gesehen. Gehört es zu jener Frau, die von ihrem kranken Mann erzählte, von ihren Sorgen, von ihrem heimlichen Wunsch, wieder im Spital zu arbeiten?

Der Monitor tickt, gleichmässig und unaufhaltsam. Warum stellt man ihn nicht ab? Schade, dass die prächtigen, farbenfreudigen Papierblumen nicht duften! Sie sollten die Leute bezaubern, ihnen sagen, dass eine psychiatrische Klinik nicht ein Ort der Düsternis und Hoffnungslosigkeit ist, sondern dass heute ein heiterer, zuversichtlicher Geist herrscht...

Hausbeamtin — eigentlich ein schöner, verantwortungsvoller Beruf... Warum nur ändert man den Namen nicht? Es müsste eine Bezeichnung sein, die weniger steif und bürokratisch klingt...

Morgen wird ein Vortrag sein. Hoffentlich kommen Leute...

Morgen? Mit einem Mal bin ich hellwach. Die Gedanken treten aus ihren schattenhaften Umrissen heraus und formen sich zum geschlossenen Bild. Berufe im Dienste der Medizin — eine Ausstellung mit Demonstrationen und Filmen im Berner Gewerbemuseum vom 1. bis 31. Oktober 1970. Das sind die nackten Tatsachen, die das Bild prägen. Einen Monat lang werde ich jeden Tag in der Ausstellung sein. Mit einem bisschen Hoffen und Bangen im Herzen. Dieses Hoffen und Bangen um den Erfolg ist es, das bis in die Nacht hinein weiterlebt und den Schlaf verdrängt...

Am Anfang war nichts als eine Idee, die wie ein Blitz aufflammte. Ich erinnere mich genau an jenen Tag im Januar vor zwei Jahren. Jemand kam und wollte Aufnahmen von Krankenschwestern für eine Zeitschrift. Im Gespräch entpuppte sich dieser Jemand als der Vorsteher des Berner Gewerbemuseums. Dort gibt es Ausstellungen, die von einem breiten Publikum beachtet werden... Jäh fuhr es mir durch den Sinn: Berufe im Dienste der Medizin — wäre das nicht auch einmal ein geeignetes Thema für eine Ausstellung im Gewerbemuseum? Vage und dunkel keimte die Idee, aber doch getragen vom kühnen Versprechen, dass eine solche Schau interessant werden und mit anderen Ausstellungen durchaus wetteifern könne. Zum Beispiel mit der überall in der Schweiz beachteten Ausstellung über Schweizer Glas...

Woher nimmt man manchmal die Kraft, an einen Plan und seinen Erfolg zu glauben, ohne dass man seine Verwirklichung konkret vor sich sieht? Zum Glück werden die Zweifel erst nachträglich wach! Damals hatte ich nicht die geringste Ahnung, in was ich mich einliess, wie man eine solche Ausstellung aufbauen müsste, und doch fand ich Worte, die irgendwie überzeugend geklungen haben müssen.

Die Monate vergingen. Man sprach noch manches Mal von dem Plan, die Vorbereitung indessen lag noch in weiter Ferne. Es gab zahlreiche andere Aufgaben, die auf ihre Erfüllung warteten. Ausserdem rätselte man über Ziel und Zweck einer Ausstellung. Jeder konnte gewichtige Gründe anführen. Wollte man das Leitbild der Krankenpflege, das Image, in den Vordergrund stellen, oder sollte einer breiten, sachlichen Information der Vorrang gebühren? Zwischen diesen beiden Polen tat sich ein weites Feld von Möglichkeiten auf. Schliesslich entschied man sich zugunsten der Information.

Die Ausstellung sollte in erster Linie die jungen Menschen ansprechen, die vor der Berufswahl stehen, und ihnen aus objektiver Sicht zeigen, welche Möglichkeiten sich im Dienste der Medizin bieten. Für den Grafiker mag die Forderung nach eingehender, sachlicher Information eine schwere Hypothek gewesen sein, wurde doch auf diese Weise seine Phantasie in enge Grenzen gewiesen. Für das Schweizerische Rote Kreuz andererseits bedeutete es, grosszügig zu sein, sich weit über den eigenen Verantwortungsbereich hinauszuwagen und auch Berufen Raum zu gewähren, deren Ausbildung nicht seiner Aufsicht unterstellt sind.

Dass sich am Ende alles zu einer vorbildlichen Harmonie fügte, war ein seltener Zufall. Man hatte einen Grafiker gefunden, der mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen seine Aufgabe an die Hand nahm, immer wieder mahnend, sich auf die strenge Sachlichkeit zu beschränken. Zudem erwies sich als vorteilhaft, was im ersten Augenblick ein Nachteil zu sein schien: Die Vorbereitungszeit war zu knapp bemessen, um hier und dort bei Fachleuten Rat einzuholen, Texte und Bilder einer strengen Prüfung zu unterziehen und sie von verschiedenen Fachgruppen begutachten zu lassen. Man entging auf diese Weise der Gefahr, ins Kleinlich-Pedantische zu fallen, den Blick für das Ganze zu verlieren.

Eine sachliche Note, klare Information in Bild und Text, Grosszügigkeit der Gestaltung — das allein zählte.

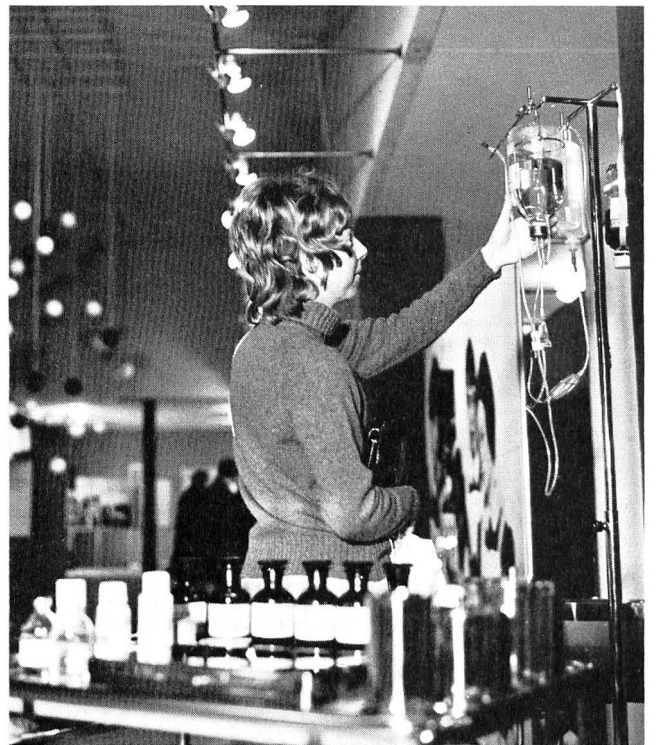
Dem Besucher, der den mehr als vierhundert Quadratmeter grossen Raum betrat, stach eine orangefarbene Tafel ins

Berufe im Dienste der Medizin

Aufnahmen: Peter Kräuchi, E.-B. Holzapfel

Grosse und kleine Kugeln, die im Raum zu schweben scheinen, nehmen einen gefangen. Sie bildeten den Mittelpunkt der Ausstellung «Berufe im Dienste der Medizin», die vom 1. bis 31. Oktober vergangenen Jahres im Berner Gewerbemuseum stattfand und nun als Wanderausstellung an anderen Orten gezeigt werden soll. Diese vielfarbigen Kugeln waren Symbol für das Teamwork, zu dem sich die verschiedenen Berufe im Spital fügen müssen. Zugleich sollte noch eine zweite wesentliche Aussage damit verbunden sein: Der Patient ist Zentrum und Glied in diesem Team. Alle Bemühungen müssen auf ihn und seine Heilung ausgerichtet sein. Doch weder Arzt und Pflegende, noch alle weiteren Mitarbeiter im Team vermögen etwas zu erreichen, wenn nicht der Patient bereit ist, tatkräftig an seiner Genesung mitzuwirken.





Eine Ausstellung mit Bildern und Texten allein vermöchte wohl längst nicht so zu fesseln wie eine Schau, die durch weiteres Anschauungsmaterial belebt ist und vielleicht hier und dort auch die Möglichkeit bietet, dem Besucher etwas zu demonstrieren, wie zum Beispiel das Blutdruckmessen oder das Stecken einer Infusion. Dass die in Bern gezeigten medizinischen Apparate besonders die Kinder beeindruckten, geht nicht nur aus den Bildern hervor, sondern auch aus einigen Aufsätzen, die aus der Feder zwölfjähriger Sekundarschülerinnen stammen. Der Monitor wurde dort beispielsweise so beschrieben: «Nein, was war denn das? Anscheinend ein Fernsehapparat für die Kranken. Aber diese Linien! Man erklärte Christine und mir, dieses Gerät zeige die Herzschläge mit grünen Wellen an. Sonst hört man das Herz nur klopfen. Aber dieser Apparat macht es möglich, dass man das

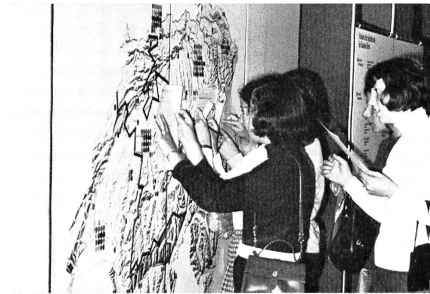
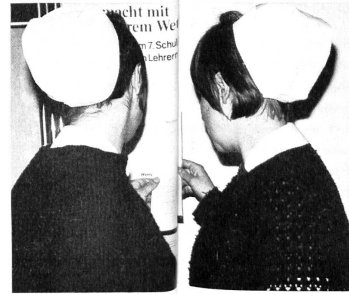
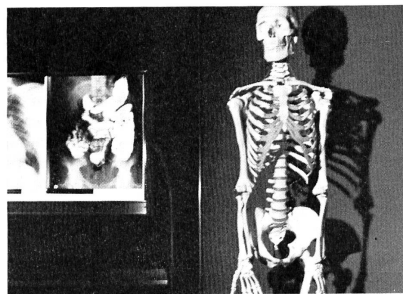
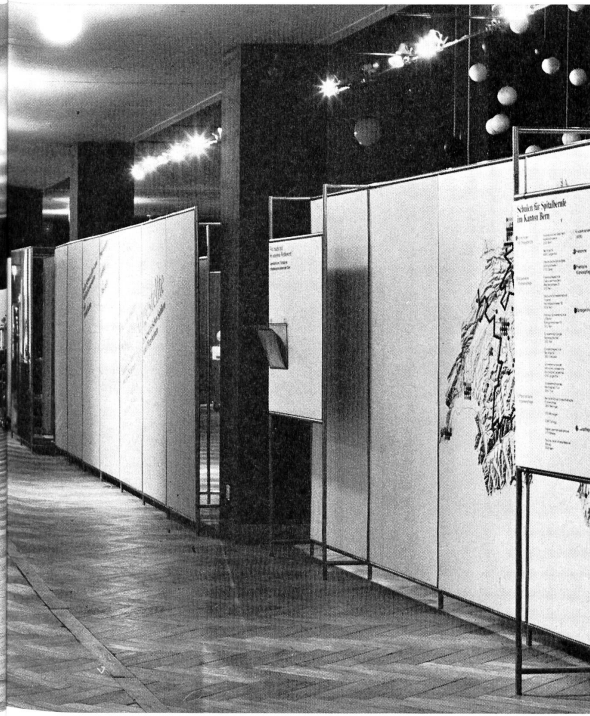
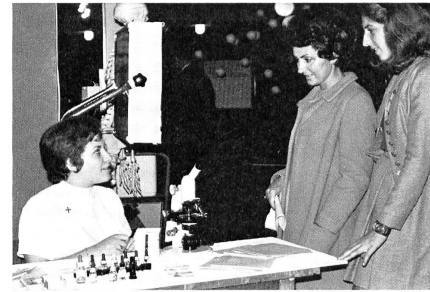
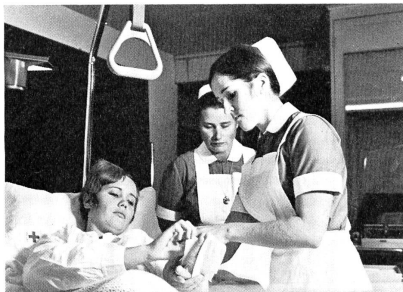
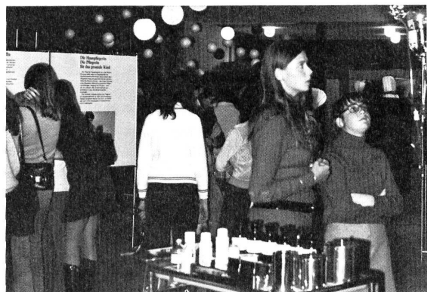
Klopfen auch «sieht». Wenn das Herz nicht in Ordnung ist, gibt das Gerät Alarm, das heisst, die rote Lampe leuchtet auf, und es läutet. Dann kommen die Aerzte und schauen nach, was los ist. An einer Stange hängt eine Infusion. Diese benützt man, um die Patienten künstlich zu ernähren. Sie besteht aus einer Flasche und einem Schläuchlein, an dem ein weiteres Gefäss hängt, in das die flüssige Nahrung hineintropft. Von da aus läuft das Schläuchlein weiter, und am Ende befindet sich eine Nadel, die man in die Adern steckt. Diese Instrumente erleichtern dem Personal die Arbeit.»

Das ist eine Beschreibung aus kindlicher Sicht, die in den Augen der Fachleute nicht ganz fehlerfrei erscheint. Doch muss es uns nicht Bewunderung abzwängen, dass ein Kind die ihm gänzlich unbekannten Dinge so fein und scharfsinnig beobachtet hat?



Krankenschwester

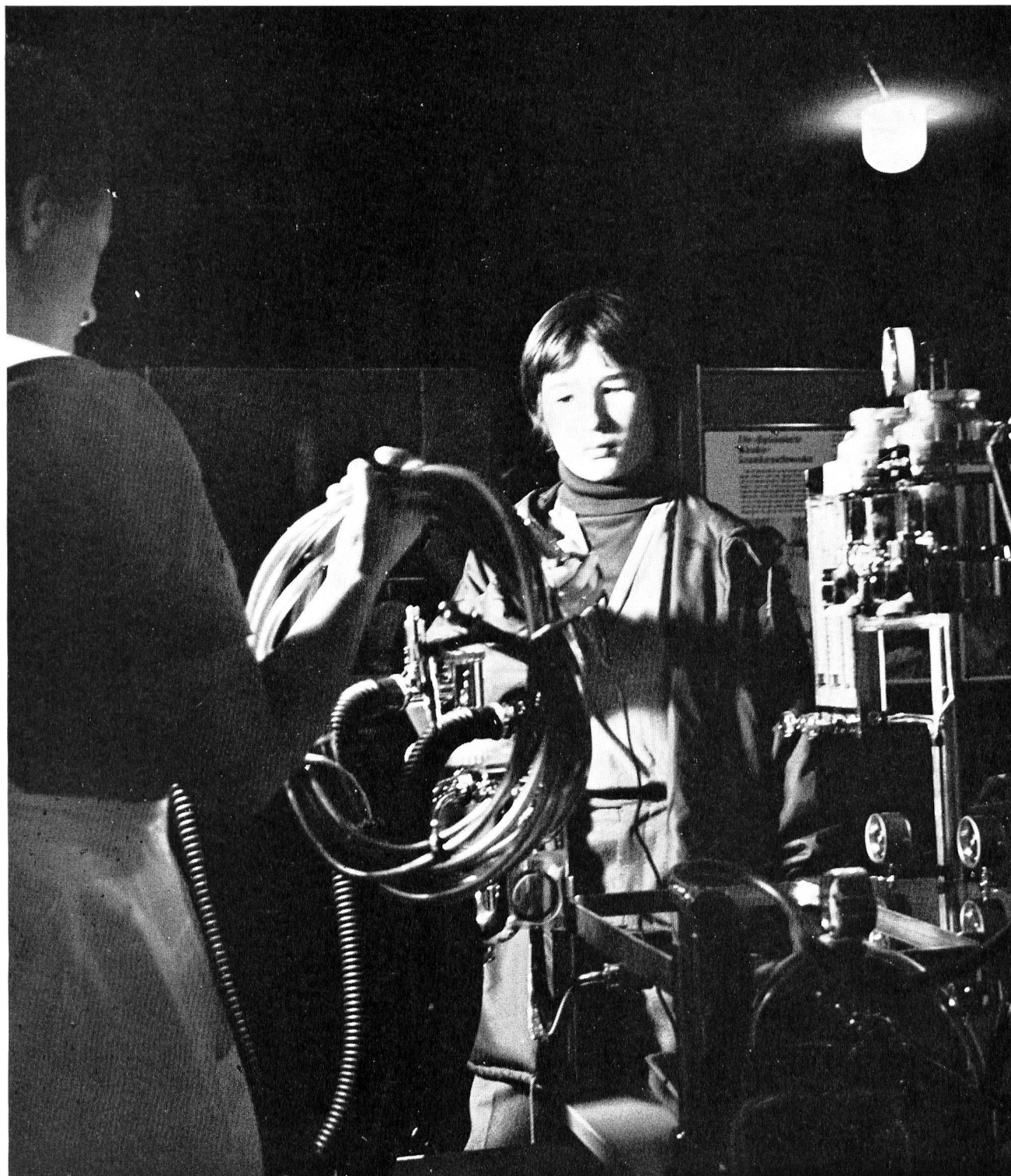
Das Kinderspital beherbergt kranke Kinder jeden Alters: von der Geburt bis zur Schwelle des Erwachsenenalters. Besonders das Kleinkind leidet unter der Trennung von den Eltern, die durch den Spitalaufenthalt verursacht wird. Man kann ihm nicht erklären, wie lange es von zu Hause fort sein muss. Heimweh, oft auch Schmerzen und Fieber heintrüben und ängstigen es. Es braucht Tröstung.





Demonstrationen fanden nicht nur in dem eigens dafür eingerichteten Schulzimmer statt, wo künftige Krankenschwestern der verschiedenen Berner Schulen, Pflegerinnen FASRK, Hebammen und Spitalgehilfinnen pflegerische Verrichtungen zeigten. Nein, auch in der Ausstellung selber gab es hin und wieder eine kleine Vorführung. Am letzten Tag beispielsweise — es war ein Samstag — bestand das Publikum zur Mehrzahl aus Kindern, angefangen bei etwa sieben- und achtjährigen Buben und Mädchen bis hin zu Fünfzehnjährigen. Wollten sie sich auf irgendeine Weise die Zeit vertreiben, oder war es ernsthaftes Interesse, das sie in die Ausstellung gelockt hatte? Die Frage bleibt offen, eines aber ist gewiss: Sie waren fasziniert, und als Dagmar sich schliesslich als «Operationsschwester» erproben durfte, folgten ihr zahlreiche bewundernde, aber auch zweifelnde Blicke. Dagmar aber war so beeindruckt, dass sie einen kleinen Bericht schrieb, der unter dem Titel stand: *Ich, als Arzt.*

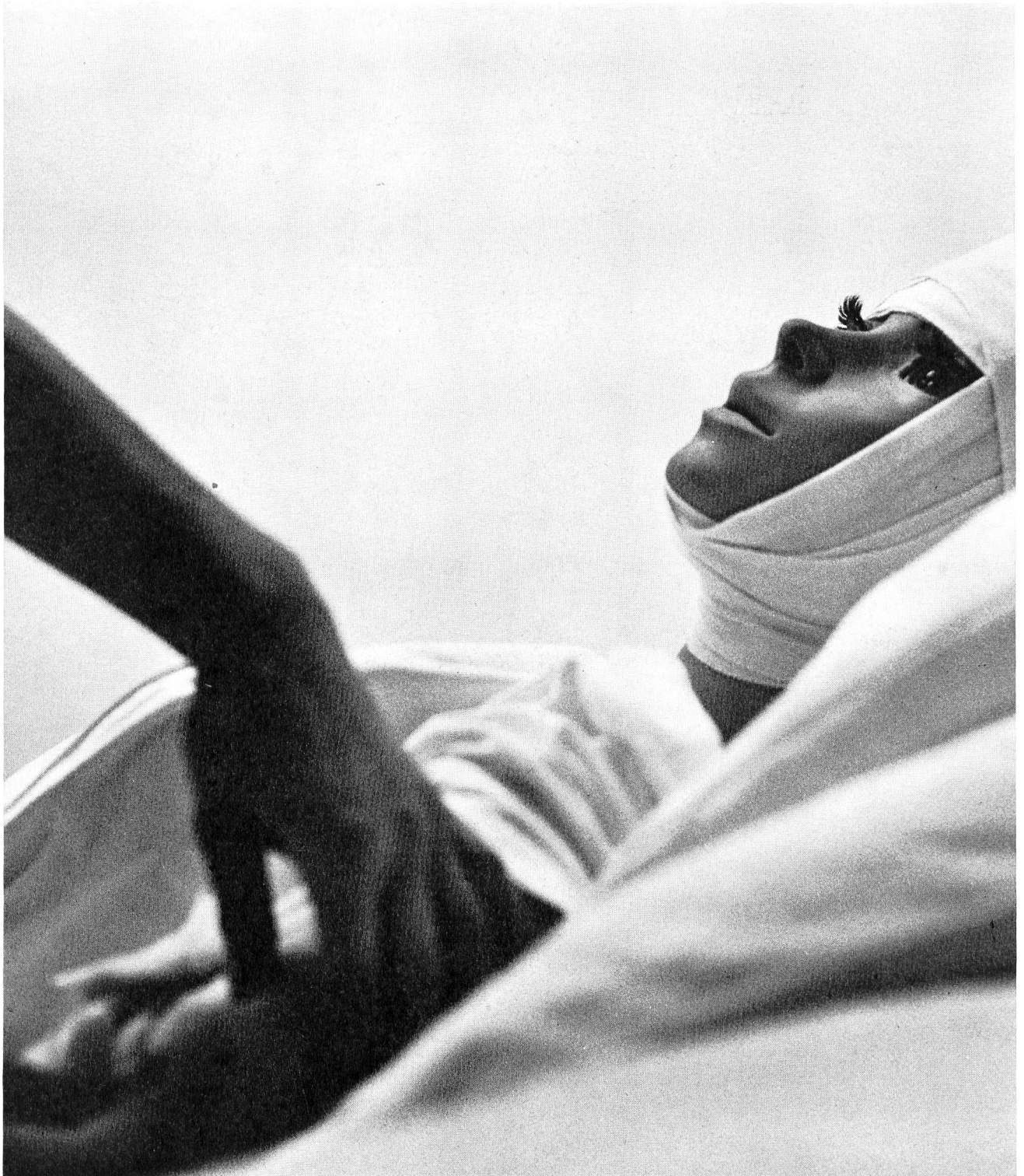
Dort heisst es: «In der Ausstellung Berufe im Dienste der Medizin zog mir eine Krankenschwester die Operationskleider des Arztes an. Die mir viel zu grosse Schürze brachte alle zum Lachen. Ein grünes Häubchen schmückte meinen Kopf. Der Mundschutz rutschte mir immer herunter. Auch die Gummihandschuhe durften nicht fehlen. Sie waren innen mit Puder bestäubt, so konnte man besser hineinschlüpfen. Jetzt zeigte mir die Krankenschwester, wie man ein sehr steriles Tuch über den Tisch legt. Sie nahm zwei Zangen und legte mit diesen Hilfsmitteln das Tuch und einige Instrumente auf den Tisch. Nun sollte ich sie nachahmen. Wenn das nur nicht schief geht, dachte ich. Doch es gelang fast alles. Nur dass das sogenannte sterile Tuch zum unsterilen wurde, da ich es mit dem Bauch berührte. Nach etwa einer halben Stunde durfte ich die für mich ungewöhnlichen Kleider wieder ablegen.»



Voller Staunen erfuhren die Besucher in der Ausstellung, dass pflegerische Verrichtungen, zum Beispiel die Injektion, zunächst an einer Puppe geübt werden. Gerade für die jugendlichen Besucher bedeutete diese Erfahrung ein wichtiges Moment. —

Lassen wir noch einen letzten kleinen Aufsatz über die Ausstellung folgen, der deutlich macht, wie wenig man in der Öffentlichkeit von den Spitalberufen weiss: «Als wir die Ausstellung besuchten, schwirrte uns der Kopf nur so von den vielen interessanten Neuigkeiten, die man uns erklärte. Meine Gedanken wanderten schon zum voraus in den düsteren Saal, in dem wir uns später mit Spannung den Film «Spital bei Nacht» angucken durften. Ich fiel fast vom Stuhl, als sie an der Leinwand zeigten, wie die Aerzte jemandem

etwas operierten. Denen, die es noch nicht wussten, wurde sicher auch klar, dass in ein Spital nicht nur Schwestern und Aerzte gehören, sondern auch andere Angestellte, wie zum Beispiel die Diätköchin, das Abteilungsmädchen, die alle eine sehr wichtige Rolle spielen. Meiner Ansicht nach ist es kein Grund, weil diese Leute hinter den Kulissen arbeiten, sie zu vernachlässigen. Ich bekam einen ganz anderen Eindruck vom Spital, als ich im Film sah, wie nett die Pflegeleute im Spital sind. Der Arzt ist gar kein solcher «Rossmetzger», wie andere Leute behaupten. Wenn ich Patient wäre, würde ich meine Schmerzen sicher ein wenig vergessen, wenn ich so guten Kontakt mit allen hätte. Darum kommt es im Spital immer auf das Herz der Menschen an, die dort arbeiten.»



Auge. Sie enthielt nichts als ein paar alarmierende Zahlen über die Leistungen, die der Kranke vom Spital erwartet, sowie einen Hinweis auf die gewaltige Zunahme an Arbeitskräften in den letzten fünfundzwanzig Jahren. «Wieviele werden es in Zukunft sein?» Diese Frage begleitete den Betrachter durch die ganze Ausstellung hindurch. Staunend musste manche laienhafte Vorstellung berichtigt werden, in der Erkenntnis, dass sich in jüngster Zeit dieser oder jener Beruf gewandelt hat, dass neue Arbeitsgebiete mit eigener Ausbildungsrichtung sich aufgetan haben. Wer wusste schon den Beruf der Krankenpflegerin richtig einzuschätzen! Immer noch herrschte die Meinung vor, es handle sich um eine Hilfsschwester. Die Akzente richtig setzen, ehrlich und ohne Beschönigung die Stellung jedes einzelnen innerhalb der Pflegegruppe darzustellen, das gelang einem anhand der Bilder und Texte beinahe mühelos. Da waren auch noch die Apparate, ein Monitor, ein Narkoseapparat, ein Saugapparat, die es einem leicht machten, zu erklären, dass die Anforderungen an Krankenschwestern und Krankenpfleger gewaltig gestiegen sind, dass im Rahmen der Behandlungspflege manches von ihnen verlangt wird, das früher in den Verantwortungsbereich des Arztes fiel.

Sechs übereinander angeordnete Bilder eines langen Ganges, durch den, aus der Dunkelheit kommend, eine Schwester und ein Patient gehen, standen als Sinnbild für die psychiatrische Krankenpflege. «Immer wieder die langen, düsteren Gänge! Warum hat man nicht ein Bild gewählt, in dem das für die Pflege von Nerven- und Gemütskranken Wesentliche, die Beziehung von Mensch zu Mensch, stärker zum Ausdruck kommt?» So mochte vielleicht der mit dem Problem Vertraute fragen, doch für jene, die Tag um Tag in der Ausstellung waren, Besuchergruppen herumführten und Auskunft auf alle Fragen gaben, war gerade diese Bildfolge ausdruckskräftig, symbolhaft. Man musste nur genau hinschauen und ein wenig nachdenken, dann wurde einem bewusst, dass der Weg, den die Schwester und der Patient auf den Bildern zurücklegen, hinaus ins Licht führt. Ein kleiner Garten mit verschwenderischer Blumenpracht war das Geschenk der Patienten aus zwei psychiatrischen Kliniken des Kantons Bern. Fiel es da noch schwer, glaubwürdig darzulegen, dass die moderne Psychiatrie über medikamentöse und psychotherapeutische Mittel zur Behandlung der Nerven- und Gemütskrankheiten verfügt, dass alle Bestrebungen auf die Wiederherstellung der seelischen Gesundheit, auf die Rückkehr ins normale Leben ausgerichtet sind!

Säuglingsschwester! Traumberuf ungezählter junger Mädchen! Wieviel Illusionen aus der Zeit des Puppenspiels

mochten wohl mit im Spiele sein! Der Wunsch, zu pflegen und zu helfen, Babies zu umhegen, war zu mächtig, um auch die Schattenseiten des Berufes zu sehen, der ja nicht nur die Pflege von Säuglingen, sondern auch von kranken Kindern jeden Alters, von der Geburt bis zur Pubertät, sowie von Wöchnerinnen umfasst. Wie begierig lauschten namentlich die Kinder, wenn man ihnen erklärte, wie ein zu früh geborenes Baby in einem Inkubator gepflegt wird. Eines aber darf man nicht verschweigen: Es gab viele enttäuschte Gesichter, wenn von der Ausbildung und von den hohen Anforderungen der drei Pflegeberufe mit dreijähriger Ausbildung die Rede war. Dass es daneben Pflegeberufe mit kürzerer Ausbildungsdauer gibt, wussten nur wenige: die Pflegerin für das gesunde Kind, die Spitalgehilfin, die Augenpflegerin, die Familienpflegerin und die Hauspflegerin, insbesondere aber die Krankenpflegerin FA SRK. Den individuellen Charakter jedes einzelnen Berufes darzulegen, ohne Werbung zu betreiben, musste auch hier das Ziel sein.

Noch deutlich steht mir manche Begegnung vor Augen, bei der man sich über die ebenso dankbare wie auch heikle Aufgabe einer Beratung klar wurde. Da kam an einem Sonntagmorgen ein Vater, der für seine Tochter Rat suchte. Aus der Tasche zog er einen Umschlag, in dem säuberlich aufeinandergeschichtet die Zeugnisse des Mädchens lagen. Die Noten waren sehr gut, doch die Ausbildung mit nur acht Jahren Primarschule ohne naturwissenschaftliche Fächer reichte nicht aus, um in eine Krankenpflegeschule einzutreten. Gab es eine Lösung, ohne dass grosse Kosten verursacht wurden, um die mangelnde Schulbildung aufzufrischen?

«Angefangen hat es damit, dass unsere Ursula Kinder gehütet hat, als Babysitter, wissen Sie! Jetzt sucht sie einen Beruf. Er sollte etwas mit Kindern und mit Pflege zu tun haben.» — «Schule? Nein, zu viel lernen kommt nicht in Frage. Da mache ich nicht mit!» Die Tochter erhob entschiedenen Einspruch. Eine ganze Weile sprach man miteinander, sah Prospekte durch und umriss das Arbeitsgebiet verschiedener Berufe. Als von der Hauspflegerin die Rede war, meinten Vater und Tochter recht entschlossen, das sei wahrscheinlich genau das Richtige. Der Funke hatte gezündet!

Oftmals hatte man das Gefühl, jemanden einen entscheidenden Schritt in der Berufswahl weiterzubringen, unbewusste Vorstellungen zu klären. Doch man musste sehr vorsichtig sein. Niemand durfte und sollte das Gefühl haben, ihm werde etwas aufgezwungen. Jeder muss in jenem Beruf, für den er sich einmal entschieden hat, glücklich werden. Darum auch hat er die Entscheidung,

wohin ihn sein Weg führt, selbst zu fällen. Vielleicht war es gerade das, was die zahlreichen Besucher, gleichgültig, ob Jugendliche oder Erwachsene, an der Ausstellung im Berner Gewerbemuseum so schätzten: Man konnte ohne Hemmungen fragen. Man fühlte sich zu nichts verpflichtet. Der neutrale Raum des Museums liess im Gegensatz zu einem Spital, einer Berufsberatungsstelle, einer Schule, viele Fragen aufkommen, die an anderer Stelle vielleicht unausgesprochen geblieben wären.

Als der Lehrer und die Kameraden schon längst wieder den Heimweg angetreten hatten, schlich sich ein schwächlicher Bub nochmals zurück. Nach langem Zögern brachte er seine Frage vor: Er wollte Chirurg werden. Gab es Prospekte? Viel bittere Enttäuschung lag in seinen Augen, als man ihm, dem Primarschüler, erklärte, dafür sei ein medizinisches Studium erforderlich, und zunächst müsse man das Gymnasium bis zur Maturität besuchen. Er sei schon einige Male operiert, ein weiterer chirurgischer Eingriff stehe noch bevor, erzählte der Kleine dann. Kinderlähmung... das eine Bein sei kürzer geblieben, und ausserdem habe er auch Schwierigkeiten mit der rechten Hand... Sank durch unser Gespräch eine Welt für ihn zusammen, wurden seine Hoffnungen begraben?

Wir redeten bald von ganz anderen Dingen. Von der Welt- raumforschung zum Beispiel, und da kam etliches ans Tageslicht, das neue Hoffnungen aufkeimen liess: Das Bürschlein hatte eine erstaunliche Willenskraft, einen wahren Forscherdrang. Voller Wissbegier verschlang er jedes Buch, in dem von Raketen, Astronauten und dergleichen die Rede war. Mehr noch, der Kleine führte anhand von Fernsehsendungen ein Tagebuch über alle aufsehererregenden Expeditionen in den Weltraum. Sollte er es da nicht auch später im Beruf zu etwas bringen?

Das Problem «Primarschulbildung und nicht mehr» machte mir bei mancher Führung zu schaffen, und ich konnte nicht umhin, auch noch in der Nacht daran herumzugröbeln. Das Interesse an Berufen im Dienste der Medizin war gross, das Bedürfnis nach Information schier unersättlich, wie aber ist es um die Ausbildungsmöglichkeiten bestellt? Bei den Pflegeberufen konnte man mit gutem Gewissen auf verschiedene eigenständige Berufe hinweisen, die kein grosses Schulwissen verlangen und doch den Neigungen der Berufssuchenden entsprechen und in der täglichen Arbeit Erfüllung bringen. Wie aber ist es im medizinisch-technischen Sektor, bei den Berufen der Wiedereingliederung? Gäbe es nicht auch dort in dem einen oder anderen Tätigkeitsbereich die Möglichkeit, eine kürzere

Ausbildung ins Auge zu fassen, einen Beruf mit geringerem Verantwortungsbereich zu schaffen, bei dem die Anforderungen hinsichtlich Schulbildung weniger gross sind?

Sicher, man wollte keinerlei Werbung für diesen oder jenen Beruf betreiben. Doch musste man sich gleichwohl vor Augen halten, dass die meisten der nahezu zehntausend Besucher junge Menschen waren, denen es darum ging, sich bietende Berufsmöglichkeiten zu prüfen. Aus dieser Sicht heraus mochte man es manchmal bedauern, dass bei zahlreichen Berufen im Dienste der Medizin die Anforderungen hinsichtlich der Schulbildung immer mehr steigen. Viele Lehrer empfanden ähnlich und sprachen ausdrücklich die Bitte aus, bei einer Führung durch die Ausstellung besonders auf jene Möglichkeiten einzugehen, die auch Primarschülern zugänglich sind.

Eine Führung durch die Ausstellung: Man bemühte sich stets, die Erklärungen auf das Publikum abzustimmen, ein Gespräch, einen Dialog aufkommen zu lassen, in dem auch kritische Ansichten geäussert wurden. Dabei erfuhr man mehr als einmal, dass gerade die Primarschüler mit Begeisterung dabei waren, kluge Antworten gaben und überlegte Fragen stellten. Manchmal erschienen sie mit Bleistift und Notizblock bewaffnet. Dann wusste man auf Anhieb, dass es später einen Aufsatz geben würde. Notizblock und Bleistift konnten jedoch noch andere Dienste leisten. Zum Beispiel für den kleinen Wettbewerb, bei dem auf jede Frage unter drei möglichen Antworten die richtige zu finden war. «Was bedeutet die Abkürzung FA SRK?» hiess es da unter anderem. «Forschungsabteilung Schweizerischer Rheumakliniken? — Fähigkeitsausweis des Schweizerischen Roten Kreuzes? — Freiwillige Arbeitsgruppe der Sektion Rauschgiftbekämpfung?» Kaum jemand stolperte über diese Frage. Immerhin ist zu verzeichnen, dass während der Ausstellung einige Telefone kamen, bei denen man sich nach der Anschrift der Forschungsabteilung Schweizerischer Rheumakliniken und jener der freiwilligen Arbeitsgruppe der Sektion Rauschgiftbekämpfung erkundigen wollte. Das Lexikon hatte uns also gute Dienste geleistet, als wir auf der Suche nach möglichst originellen Begriffen waren, um die Abkürzung FA SRK zu umschreiben.

Der Wettbewerb sollte uns einen kleinen Anhaltspunkt für die Interessen der Besucher bieten. Aus diesem Grunde war die Frage nach dem Berufswunsch gestellt. Die spätere Auswertung der Formulare liess eine breite Streuung der Interessen erkennen. Unter den 1400 Teilnehmern am

Wettbewerb waren 868 Buben und Mädchen — die Teilnahme war auf Schüler unter sechzehn Jahren in Begleitung der Lehrer beschränkt —, die einen Beruf im medizinischen Sektor erlernen möchten. Hätte man das Formular *vor* dem Rundgang durch die Ausstellung ausfüllen lassen, so wären die Antworten manchmal haarsträubend ausgefallen: von der Heimchwester bis zur Röntgen- und Diätchwester hätte man jede nur denkbare Bezeichnung angetroffen. Dass jedoch *nach* dem Rundgang durch die Ausstellung in den Wettbewerbsformularen klare und gültige Berufsbezeichnungen anzutreffen sind, lässt darauf schliessen, dass die Information ihr Ziel nicht verfehlt hat.

Von der grosszügigen Gestaltung war bereits die Rede. Die Auswahl der Bilder und Texte war einzig und allein unter dem Gesichtspunkt ihres Informationscharakters und ihrer Aussagekraft getroffen worden. So konnte es beispielsweise geschehen, dass der Beschäftigungstherapie ein grösserer Raum zugemessen wurde als einem Beruf, dessen Ausbildung der Aufsicht des Schweizerischen Roten Kreuzes unterstellt ist. Grosszügigkeit sollte aber nicht allein in der Ausstellung herrschen, sondern auch im Schulzimmer, das den Krankenpflegeschulen des Kantons Bern zur Verfügung stand. Jeden Tag wartete ein anderer Pflegezweig mit Demonstrationen auf, die dem Publikum einen Einblick in die Ausbildung in der Krankenpflege bieten sollten. Da gab es — und das ist ein Lob für alle Schulen — keinerlei Eifersüchteleien, keinerlei eigenbezogenes Denken. Jeder kam an die Reihe und konnte den Tag so gestalten, wie es aus der eigenen Warte am wirksamsten und eindrucklichsten für das Publikum war: die vom Schweizerischen Roten Kreuz anerkannten Schulen ebenso wie jene, die nicht dem Schweizerischen Roten Kreuz unterstellt sind. Hier wurde etwas aus der Verbandlehre geboten, dort eine Magenspülung gezeigt, vom Bau einer psychiatrischen Klinik gesprochen, in Form von kleinen Szenen dargelegt, was ein Patient im Spital erlebt, wie er auf die Operation vorbereitet wird und anderes mehr.

Mit der Zeit hatten wir unsere «Stammkunden», die jeden Tag einen kurzen Besuch machten und meistens gerade- wegs ins Schulzimmer gingen. Da war zum Beispiel die kleine Helene, ein vierjähriges Mädchen, das an der Hand des Vaters jeden Morgen die Treppen hinaufspazierte. Helene hatte natürlich am meisten Freude, als die Schülerinnen der Berner Schule für Kinderkrankenpflege an einer Puppe zeigten, wie ein zu früh geborenes Kindlein gepflegt wird.

Von der Vorführung der Hebammenschülerinnen schickte uns eine kleine Sekundarschülerin einen Aufsatz, der unter dem Titel stand: Zwei interessante Schulstunden — Gutes für die Spitäler. Darin stand geschrieben: «Etwa fünfzehn Lernschwestern sassen beieinander, die auch so gespannt auf die Vorstellung warteten wie wir. Ein kleiner Säugling, der schlief, lag auf dem Krankenbett, das im Zimmer stand. Erstaunlicherweise bewegte sich der Kleine gar nicht, denn es war nur eine Puppe. Eine Hebamme begann und fragte uns, wie warm das Wasser für das Bad sein dürfe. Marianne, die glänzend Auskunft geben konnte, weil sie eine achtmonatige Schwester hat, streckte die Hand mehrmals auf. Nach der Vorführung meinte die Hebamme, wir hätten mehr gewusst als ihre Lernschwestern. Mit diesem Kompliment machten wir uns auf den Heimweg, mit einem Schokoladenstengel in der Hand, den wir im Wettbewerb gewonnen hatten.»

Noch einen anderen Höhepunkt gab es: das «Gratis-Kino», das zahlreiche Interessenten anzulocken wusste. Das Programm wechselte laufend, der kleine Vorführungsraum war vom Morgen bis am Abend besetzt. Natürlich sah man in den verschiedenen medizinischen Dokumentarfilmen einiges, das gerade auf Jugendliche abschreckend wirkte, doch minderten solche Szenen das Interesse keineswegs. Ueber den Film «Spital bei Nacht» schrieb die etwa zwölfjährige Caroline folgendes: «Die Spitalberufe haben mich nie sehr interessiert. Ich könnte den Patienten sowieso nicht eine Spritze geben. Und noch weniger könnte ich im Operationssaal stehen und zusehen, wie einem Menschen eine Verletzung aufgeschnitten wird. Nein!!!

Aber die Ausstellung im Gewerbemuseum über die Krankenpflege hat mir ausserordentlich gefallen.

Wir waren auch eingeladen, uns den Film 'Spital bei Nacht' anzusehen. Wir sahen dabei vorerst, wie ein schwerverletzter Mann mit dem Krankenwagen ins Spital transportiert wurde. Der Arzt und die Operationsschwester mussten aus dem schönsten Schlaf gerüttelt werden. Im Operationssaal fanden die Vorbereitungen statt, und dann wurde der blutverschmierte Patient auf das Operationsbett gelegt. Er musste am Fuss operiert werden. In diesem Moment, als die Verletzung aufgeschnitten wurde, musste ich schnell wegsehen. Doch der kleine Schreck war schnell überwunden. Nachher hatten wir das Glück, ein kleines Wunder zu erleben, nämlich wie ein niedliches Kind auf die Welt kommt . . .

Die Zeit war viel zu schnell vergangen. Mit einer kleinen Ueberraschung in der Tasche, die wir im Wettbewerb gewonnen hatten, begaben wir uns auf den Heimweg. Die

Persönlichkeit und Krankenpflege

O. Michel

Ausstellung hatte mir so sehr gefallen und hatte mir soviel Freude bereitet, dass ich sie am nächsten Tag gerade wieder besuchen ging und dann noch vieles mehr lernte und beobachtete.»

Berufe im Dienste der Medizin, aus der Vogelperspektive betrachtet! Es gäbe noch manches zu sagen, das jetzt, acht Wochen nach Schluss der Ausstellung, nur bruchstückweise in die Erinnerung zurückfliesst oder aber Inhalt eines ganz persönlichen Gespräches war und nicht für ein breites Publikum bestimmt ist. Einen Sommer und einen Herbst lang habe ich jeden Tag mit der Ausstellung gelebt, sei es anlässlich der Vorbereitung oder später während der Durchführung. Es waren Wochen und Monate, in denen ich — den anderen mag es ähnlich ergangen sein — vieles gelernt habe, zum Beispiel wie gross das Informationsbedürfnis ist und dass das Publikum eine sachliche, durch keinerlei persönliche Interessen gefärbte Auskunft erwartet.

Gerade diese letztere Erfahrung ist es, die sich durch meine Hoffnung im Blick auf die Zukunft zieht. Möge die Ausstellung, wenn sie in diesem und in den kommenden Jahren in anderen Städten der Schweiz gezeigt wird, von einer ebenso spontanen und grosszügigen Mitarbeit der anderen Spitäler und Krankenpflegesschulen begleitet sein. Das allein garantiert ihr auch anderswo den Erfolg, den man bei der ersten mit Hoffen und Zögern umrankten Schau in Bern verzeichnen durfte.

ebh.

Ein Wort von Novalis stand am Anfang der Ausführungen, mit denen der Direktor der Städtischen Schwesternschule Engerled seine Forderung nach einer gezielten Persönlichkeitsbildung begründete, als er am 22. Oktober 1970 im Rahmen der Ausstellung «Berufe im Dienste der Medizin» ein Kurzreferat hielt: «Der Sitz der Seele ist da, wo sich die Innenwelt und Aussenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkt der Durchdringung.» Gerade in der heutigen Zeit, da vielerorts die Massstäbe für Gut und Böse, Recht und Unrecht ins Wanken geraten, kommt der Bildung der Persönlichkeit eine wichtige Bedeutung zu: nicht nur für die Krankenschwester, die im Mittelpunkt der Ausführungen von Direktor Michel stand, sondern für jedermann, wo auch immer er seinen Platz in der Gesellschaft einnimmt.

Niemand bestreitet, dass unsere tägliche Arbeit für die Mehrzahl der Menschen in erster Linie die materielle Grundlage unserer Existenz zu sichern hat. Darüber hinaus aber vergisst man allzuleicht, dass die Berufsarbeit zugleich wesentliche ethische, ja selbst erzieherische Kräfte auszulösen vermag und einen Menschen zur Persönlichkeit formen kann. Wir sind gut beraten, wenn wir unseren Beruf auch von dieser Seite betrachten und die Arbeit dadurch als Segen empfinden.

Tatsächlich erzeugt jede ernsthafte, zielbewusste Tätigkeit wertvolles Kulturgut, und zwar schon deswegen, weil das solide Tun an sich auf den Schaffenden einwirkt und damit allein schon innere Werte weckt; denn die zu verrichtende Aufgabe verlangt eine gewisse Hingabe an das Werk; sie regt den Geist an, wenn sie nicht nur mechanisch verrichtet wird; sie stählt und formt den Charakter; sie ordnet das Verhalten; sie festigt das zum Lebenskampf notwendige Selbstbewusstsein; sie schafft — wenn ihre Ausübung nicht an quälende Bedingungen geknüpft ist — tiefe Freude und echtes Glück. Sodann verbindet die Berufsarbeit den Einzelmenschen auf das glücklichste mit der Gemeinschaft. Der einzelne nämlich wird durch sie sinnvoll in die Gesellschaft eingebettet, in welcher er zu leben und zu wirken hat. Der Erwachsene findet auf diesem Wege die ihm zukommende Geltung und die jeder Person notwendige Selbstsicherheit und Selbstverwirklichung.

Den wohlthuenden und fördernden Einfluss der Arbeit verspürt jeder Tätige: der Akademiker und der Arbeiter, der Kaufmann und der Bauer. Wir halten uns bei dieser Ueberlegung an das prachtvolle Pauluswort: «Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist.»